

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1947

2 (26.9.1947) Das Fenster



Das Fenster

BEILAGE: „SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE“ Nr. 2

Wir haben in der ersten Nummer der Beilage die mit unerbittlicher Härte geschriebene Erzählung „Spock“ unserer Mitarbeiterin Hildegard Pieritz veröffentlicht. Die ganz der Gegenwart zugewandte Arbeit, die eine scharfe und sparsame Schilderungskraft offenbart, hat viele unserer Leserinnen und Leser bewegt. Wir veröffentlichten daher eine neue Skizze der Schriftstellerin, die sie uns zu dem angekündigten Thema „Das Schicksalhafte im Leben der Frau“ sandte. Eine Arbeit, die auf's Neue die unerbittliche Wahrheitsliebe, die mitleidende und mitleidende Kraft der jungen Dichterin zeigt.

Trümmerfrau

Von Hildegard Pieritz in Berlin

Wenn ich morgens zur Arbeit gehe, sind sie schon da. Sie sind immer da, bei Sonne und Wind und Regen; im Sommer, wenn die Hitze in den Steinen kocht und im Winter, wenn die Schutthalde starr vor Frost. Diese sind da oder andere. Sie werden erst fort sein, wenn die Trümmer verschwunden sind, um an anderer Stelle wieder aufzutauen, dort, wo die Ruinenberge noch lagern. Trauriger Name und Doppelsinn. Es hat ihn keiner erfunden, eines Tages war er da und hing ihnen an: Trümmerfrauen!

Ströme von Menschen ziehen an ihnen vorüber, gleichgültig, mitleidig, schadenfroh, wer weiß, — während sie den ewigen Mörtel von den Ziegeln klopfen, die Steine aufnehmen und hinlegen oder sie in der Kette weiterreichen, Schutt in die Loren schaufeln, sich anstemmen gegen den beladenen Wagen, sie vorwärtsbewegen, und das Tag für Tag, Monat für Monat.

Eine Alte ist da mit Buckel und Tropfnase. Immer ist sie es, die man zuerst sieht. Nie steht sie müßig, ihr Körper bewegt sich da, wo die Arbeit am schwersten ist. Seit Tagen sehe ich, wie sie unentwegt Schutt schaufelt. Die schwere gebogene Eisenschaufel mit dem dicken Holzstiel handhabt sie wie ein Mann. Sie ist ausgezehrt, mager, es ist nicht zu begreifen, wie sie die schwere Arbeit schafft. Wenn sie sich aus der gebückten Stellung aufrichtet und die Schippe hebt, wenn sie den letzten Schwung gibt hoch in die Lore, fliegt ihr der Alteuteutropfen von der hakigen Nase. Ihr Gesicht sieht unbewegt aus, sie hält sich abseits, redet nicht, arbeitet. Als ich allen eine Brotscheibe anbot, schlug sie es aus — sie schlug ein Stück Brot aus, das man ihr freundlich und selbstverständlich anbot. Dabei sah ich ihre Augen. Sie schienen abgekehrt zu sein, so als könne kein Reiz des Lebens sie mehr beheiligen. Ja, beheiligen. Sie lebten, aber sie schienen blind zu stehen in einem zertrümmerten Leben. Während die anderen aßen, schaufelte sie. Es war eine Gruppe von fünf Frauen.

Man muß sie lassen, sagte die eine, sie ist nicht wahrscheinlich hat sie zuhause genug. Die Sprecherin schickte eine derbe Redensart hinterher und lachte rau wie ein Mann. Sie trug eine Schirmmütze vom Militär über dem geschneittenen Haar, Männerjacke und Hose, die gegen den Staub unter den Knöcheln zusammengebunden waren. Die Füße, mit Lappen umwickelt, steckten in Holzschuhen. Das Gesicht war scharf, voller Rillen und Linien, rotbraun und wetterhart.

Na also, sagte sie heiser, wenn Sie das Brot so austreten können, haben Sie auch zu rauchen. Sie zielte scharf nach meiner Tasche.

Ich habe nur etwas losen Tabak, sagte ich. Sie zog eine kurze Pfeife aus der Hose und stopfte wortlos und ohne Umstände. Wie sie die Schaufel über die Schulter warf und mit breiten Schritten fortging, sah sie aus wie ein Mann. Nicht ein Hauch von Anmut war geblieben, nichts, was die Frau verriet. Nur die Finger, dachte ich, als sie die Pfeife stopfte. Hatte sie kein menschliches Wesen, das ihre Wärme brauchte? Hatte sie Brüste zum Säugen, einen Leib zum Gebären, einen Schoß, der Weichheit und Süße verschenkte? Hatte sie Tisch, Stuhl, Ofen und Kochtopf, ein Bett und vier Wände? Sie sah so furchtbar heimatlos aus, so geschändet vom Leben. Ich sah, wie sie an der Lore ihre Pfeife zu Ende rauchte, und wie die Alte arbeitete und keinen Anteil nahm daran.

Die Dritte dankte, ehe sie ging. Ich hatte beobachtet, wie sie das Brot in die Tasche schob.

Sie nimmt es den Kindern mit, sagten zwei Mädchen, die zurückgeblieben waren. Eine Mutter also. Sie trug ein graues Tuch um den Kopf, eine Bluse und Hose, ihr Gesicht war schmal, der Mund entschlossen und herbe.

Sie hat sich was am Unterleib geholt bei der Schippererei — alles um das bißchen Brot und Fett für die Kinder, sagte eine der beiden. Der Mann ist in Rußland.

Die taugen alle nicht mehr für die Ehe, sagte die andere. Ich mache das nicht mehr lange mit, fuhr die erste fort, man möchte abends seine Lungen umkehren und den Dreck rauschütten wie aus einem Staubsaugersack.

Sie hatte sich auf eine Ziegelschicht gesetzt. Den Rücken angelehnt, saß sie und sah in das aufgeklappte Haus gegenüber. Die Fassade war abgerissen, ein leeres und wüstes Puppenhaus stellte sich dar, nackt, schamlos, Farben und Tapetenfetzen an den Wänden, Heizröhren starrten, eine Badewanne hing an einem Eisenarm frei in der Luft.

Ich will nicht werden wie die da oder die andere, begann das Mädchen wieder. Sie zeigte auf die beiden an der Lore, die Alte und die Junge, die nach Tabak gefragt hatte.

Die mit der Pfeife ist viermal ausgebombt, sagte die andere, der Mann ist dabei verschüttet worden.

Sie sprachen immer abwechselnd, sie schienen befreundet zu sein und zusammenzuhalten. Das Kind ist ihr verbungert im Mai fünfundvierzig, ist an Darmkrämpfen gestorben. Sie hatte keine Milch in der Brust und zu kaufen gab es ja auch keine, sie hat dem Wurm Mehlsuppe und Brotkugeln geben müssen, das konnte es nicht aushalten. Jetzt wohnt sie mit fünf in einer Stube und führt das Regiment.

Das Mädchen saß noch immer auf den Ziegeln, den Rücken gegen die Steine gelehnt. Die müssen noch abgemörtelt werden, sagte sie jetzt. Ich wußte nicht was sie meinte, aber sie wies mit dem Kopf hinter sich. Ich fühle es mit den Wirbeln, fuhr sie fort, man kriegt einen sechsten Sinn dafür, wenn man von früh bis abend in Steinen arbeitet.

Wir gehen eigentlich ins Büro, fing die zweite an, aber da ist alles tot, unser Beruf hat keine Aussichten mehr, sagt man. Vielleicht anderswo in Deutschland, aber das weiß man nicht. Wir wollten nicht mehr stempeln und wir wollten auch eine bessere Karte haben.

Wir wollten aufbauen helfen, sagte das Mädchen, und klopfte den Staub vom Trainingsanzug. Sie lachte. Aber der

Schutt nimmt kein Ende, man kann wahninnig werden dabei. Diese ganze Ecke haben wir plan gemacht, sauber, die Keller ausgeschippt, Ziegel beklopft, Tausende von Ziegeln. Man kennt ihre Härte und ihren Unterschied im Gewicht schon am Farbton. Aber man kommt nicht zum Ziel. Man könnte in hundert Jahren noch schippen und klopfen — die Trümmer nehmen kein Ende.

Das beste ist, daß man nachts schläft wie ausgelöscht, sagte die andere, wie tot und erschlagen. Nur hat man abends keine Lust mehr, zu nichts, man verkommt dabei, man wird auch so gleichgültig.

Das Mädchen, das auf den Ziegeln saß, hatte den Kopf auf die Arme gelegt. Gut schlafen?, fing sie an. Man schläft, aber man hat quälende Träume, man hat so furchtbar quälende Träume, und immer die gleichen, die gleiche Qual bei verschiedenen Bildern. Immer ist eine Aufgabe zu bewältigen, irgend etwas Übermenschliches zu tun, und alles drückt sich in den Steinen aus, in Ziegeln und Schuttbergen. Sie werden böse und hinterhältig in der Nacht, rühren, verrücken sich, gehen aufeinander los. Nein, nicht aufeinander, auf mich, die ich zwischen ihnen stehe, rücken dicht und dichter, werden übergroß. Eine Zahl erscheint, riesenhaft in Ziegelsteinen ausgedrückt, immer in Steinen. Aber alles ist im Gefühl — ein Haus stürzt ein, man erwacht mit furchtbarem Herzklopfen.

Sie schwieg. Ihre Stirn war ganz entstellt vor Spannung. Die Arbeit ist Ihnen zu schwer, Ihr Körper ist nicht daran gewöhnt — die Alte dort, sagte ich, wird nicht von Ziegelbergen träumen, sie ist unermüdet, muß wohl früher schon mit Schaufel und Spaten umgegangen sein.

Die Alte? Die beiden sahen sich an. Das ist ja das Gegenstische, sagte die, die stand.

Die Alte, ja, die Alte, fuhr das Mädchen fort, und sah zur Lore hin, wo die hageren Arme sich auf und ab bewegten. Es ist entsetzlich, wissen Sie. Zuerst dachten wir, sie gäbe an und wollte uns Jungen was vormachen. Sie schuffet und schuffet und schont sich nicht. Kaum sehen wir sie essen. Sie ist dürr wie ein Ast.

Ja, was will sie, was sucht sie denn?, fragte ich. Den Tod, sagte das Mädchen.

Die Frau in der Zeit Von Gertrud von le Fort

Das schriftstellerische Werk der großen priesterlichen Mänerin ist seit dem Ende des Krieges über der Dunkelheit der Zeit fast wie eine Monstanz ausgeglüht. Immer mehr Menschen, Frauen und Männer beider Konfessionen, schauen halternd zu ihr empor. Man kann an dieser Dichterin nicht vorbeigehen, wenn vom Schicksalhaften im Leben der Frau die Rede ist. So veröffentlichte wir mit Erlaubnis des Josef Ebel-Verlages, München, einen Abdruck aus ihrem Buch „Die ewige Frau“ und fügte diesem von den letzten religiösen Ausstattungen des Horrens getragenen Kapitel im Anzug eine Reihe von Gedanken des gleichen Abschlusses hinzu.

lauscht, da vernimmt man seine Stimme: die Frau erscheint, von Ausnahmen abgesehen, nur wie die zeitlose Fülle lebendigen Schweigens, welches seine Stimme begleitet oder trägt. Hier mündet das Problem in die allgemeine Problematik der Gegenwart ein: die Frage nach der Frau in der Zeit wird zur Frage nach der Frau in unserer Zeit.

Es ist bekannt, daß die Maßstäbe geschichtlicher Wertung in unseren Tagen eine Umstellung erfahren haben. Die Maßstäbe der letztvergangenen Epoche waren weithin von der Hochschätzung der Persönlichkeit her gebildet: die Allgemeinheit fand ihre Würde und ihren Wert dargestellt im großen Einzelnen. Demgegenüber drängt die Gegenwart ins Ueberpersönliche. Sie verneint nicht die Bedeutung des großen Einzelnen; aber sie findet in seiner Herausstellung nicht mehr einen letzten Sinn, sondern der Sinn auch des größten Einzelnen ist die Hingebung an die Gesamtheit; sein Wert wird gemessen an seiner Fruchtbarkeit für diese. Der neue Maßstab geschichtlicher Wertung heißt also nicht mehr Persönlichkeit, sondern Hingebung. Von dieser neuen Warte aus gesehen ist die Bedeutung der Geschlechter im geschichtlichen Leben, d. h. der Kräfte, die sie zutiefst tragen, neu zu untersuchen.

Wenn man die ursprünglichen Lebensgesetze befragt, so empfängt man durch die biologische Forschung die Bestätigung, daß die Frau die großen, geschichtlich wirksamen Begabungen zwar nicht selber darstellt und ausübt, daß sie aber doch deren verschwiegenere Trägerin ist. Will man die Herkunft großer Begabungen kennen lernen, so muß man von den Söhnen nicht zu den Vätern, sondern zu den Müttern hinabsteigen. Dafür bürgt eine große Anzahl genialer Männer und ihrer Mütter. Auf der anderen Seite haben bedeutende Männer oft unbedeutende Söhne — das besagt: der Mann gibt seine Kraft im eigenen Werke aus, die Frau gibt sie nicht aus, sondern weiter. Der Mann verbraucht und erschöpft sich im Werk, er schenkt sich in seiner Begabung hin; die Frau schenkt die Begabung selbst hin, nämlich in die kommende Generation. So erscheint die Begabung der Frau zwar dem Mann ebenbürtig, aber — und hier taucht das heute herrschende Grundmotiv auf — nicht für die Frau selbst, sondern für die Generation. Der Sinn ihrer Begabung ist nicht ihre Persönlichkeit, sondern sie weist über diese hinaus. Damit aber steht sie auf der Linie dessen, was dem eigentlichen Wertmaßstabe unserer Zeit entspricht.

Von hier aus gewinnt es dann eine symbolische Bedeutung, wenn die einzelne Frau durchschnittlich länger lebt als der einzelne Mann; der Mann vertritt die jeweilige geschichtliche Situation, die Frau vertritt die Generation. Der Mann bedeutet den Ewigkeitswert des Augenblicks, die Frau die Unendlichkeit des Ablaufs der Geschlechter. Wie die einzelne Frau durchschnittlich älter wird als der einzelne Mann, so wird auch die weibliche Linie der Geschlechter älter als die männliche: wenn wir von Familien, ja von Völkern sagen, daß sie ausgestorben sind, so meinen wir stets nur die männliche Linie; in der weiblichen bestehen sie oft noch lange fort, ja vielleicht erlösen sie überhaupt nicht. Hier begegnet uns das zweite Grundmotiv der Frau, das Motiv des Schleiens; selbst ihr ureigenstes Geschehen, die Weitergabe von Leben und Bluterbe, bleibt von ihr aus namenlos und verbüllt. Der große Strom aller Kräfte, die geschichtsbildend waren und werden, geht also durch die Frau, die keinen anderen Namen trägt als den Mutternamen — dieser Urursache wird unsere Zeit gerecht, wenn sie die Frau in erster Linie als Mutter würdigt.

Neben der Mutter steht aber auch die einsame Frau. — Es ist symbolhaft, daß die Mehrzahl der Frauen, die heute nicht Mutter werden können, zur Opfergeneration des Krieges gehört. Ihre Hoffnung auf Erfüllung in der Ehe und damit auch auf männlichen Schutz und Versorgung ruht in den Gräbern der Schlachtfelder. Der Krieg aber stellt nur stärker heraus, was überall und stets der Fall ist: von der Mutter her ist das Problem der Frau verhältnismäßig einfach zu lösen, denn die Natur hat es bereits gelöst — alle Fragen wirtschaftlicher Not stehen ja sowohl außerhalb des Naturhaften wie des Wesenhaften, um das es hier geht. Das innere Schwergewicht der Frage liegt also nicht bei der Mutter, sondern bei der unvermählten Frau.



FRIERENDES MÄDCHEN. ZEICHNUNG VON E. BARLACH

Wir veröffentlichten die Zeichnung des genialen Norddeutschen aus einem Ernst Barlach-Buch, das seinerzeit die Gestapo beschlagnahmte und zerstörte. Das Buch, das E. B. Barlach und Zeichner, in der Nazizeit völlig verkannt und schwer bedrängt, gehört mit seiner übersinnlichen Kunst, seinen Holzschnitten, seinen graphischen Folgen, seinen dramatischen Dichtungen zu den großen Künstlern der deutschen Seele. So wird seinem zahlreichen Freunden in aller Welt die Nachricht willkommen sein, daß der Verlag B. Piper & Co., München, eine Neuauflage des Buches vorbereitet, die noch in diesem Jahr erscheinen wird. Im gleichen Verlag des Dichters: Ernst Barlach: „Aus seltsamem Frieden“.

